

Leseprobe aus:

Jacques Cazotte, Andrea Camilleri

Der verführerische Teufel. Der verliebte Teufel



Nennt mich Bakab. Ich bin der Lichtflüchtige, der in die missliche Lage geraten ist, «Gott und seinen Widersachern ungefällig geworden zu sein», wie euer Dichter es ausdrückt. Aber weil ich ein Teufel bin, ist die Tatsache, Gott ungefällig zu sein, eher eine Auszeichnung. Das Problem kam auf, als meine Vorgesetzten anfangen, mich für eine Art Verräter zu halten, für einen Auswurf, den man wie einen stinkenden Fußlappen behandeln sollte. Doch um jedem begreiflich zu machen, wie die Sache sich abspielte, muss ich euch Menschen wohl erst ein paar Dinge erklären, die mit der Organisation der Teufelswelt zu tun haben, Dinge, die einmal absolut geheim waren, seit kurzem jedoch jedem Hinz und Kunz bekannt sind, sei es, weil Pfarrer und Gelehrte richtiggehend darauf versessen sind, darüber zu reden, sei es, weil Kinofilme mit überbordender Phantasie das Thema behandeln.

Die Geschichte, die ihr kennt, weil sie euch so erzählt wurde, ist die des Engels Luzifer, der sich, zusammen mit anderen Gefährten, gegen Gott auflehnte: Nach ihrer Niederlage wurden die aufständischen Engel in einen unbehaglichen Abgrund gestoßen, den man Hölle nennt. Dort wurden sie zu Teufeln, was

bedeutet, dass sie neben allem anderen ihre Schönheit verloren und sich in schreckliche Ungeheuer verwandelten. Seitdem tun diese Teufel nichts anderes, als Menschen in Versuchung zu führen, um ihrer Seele Schaden zuzufügen. Nun interessiert es mich hier nicht, zu erklären, weshalb diese Engel sich gegen Gott erhoben, ob sie im Recht waren oder nicht, ob es wegen einer Angelegenheit war, die man heute «gewerkschaftlich» nennen würde, oder ob sie einen Staatsstreich durchführen wollten. Mich interessiert nur eine einzige Frage: Wisst ihr eigentlich, wie viele Engel Luzifer in den Aufstand folgten? Da nun einmal jede Geschichte eines Krieges von demjenigen geschrieben wird, der den Krieg gewonnen hat, sagten diejenigen, die über diesen Krieg berichteten, dass die Anhänger Luzifers gerade mal vier, fünf lausige Engelchen gewesen seien, ein paar Exaltierte, die nicht einmal die Folgen ihres Tuns begriffen hätten. Es klang wie die Mitteilung irgendeines Polizeipräsidioms von heute, die Teilnehmer an einer Demonstration gegen die Regierung seien um die fünfzigtausend gewesen, während es in Wirklichkeit eine Million waren. Weder im Himmel noch auf Erden hat der, der befiehlt, ein Interesse daran, die Wahrheit über das Ausmaß eines Protests gegen die Machthabenden zu sagen. Aber zählen wir doch einfach mal nach. Wer befand sich nach der Niederlage in der Hölle? Bael an der Spitze von sechsundsechzig Legionen von Teufeln; Agares mit einunddreißig Legionen; Barbatos mit dreißig; Eligor mit sechzig; Balam mit vierzig ... Ich will euch nicht langweilen, mir genügt es, wenn ich euch sage, dass es achtundsechzig Anführer mit insgesamt sechshundert Legionen waren. Abgesehen davon gab es auch noch Oze und Murmur, die keine Legionen hatten. Doch die beiden

reichten aus, um Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen. Es ging also um etwas Großes, um etwas ganz Großes. Es war ein derartiges Gewimmel, dass die Hölle aus allen Nähten zu platzen drohte und keiner sich mehr auskannte. Da versammelte Luzifer oder Satan, nennt ihn, wie ihr wollt, die Spitze, also alle Anführer, und nach hitzigen (so muss man es wirklich nennen) Diskussionen gelangten sie zu dem Ergebnis, dass, sofern die Hölle auch weiterhin so etwas wie ein Generalhauptquartier der obersten Befehlsgewalt bliebe, alle anderen Teufel, unterteilt in sechs große Kategorien, sich auf der Erde ausbreiten sollten, allerdings nicht mehr in herkömmlicher Gewandung, also ohne Hörner, Schwanz, Ziegenfuß und Spitzbart. Die sechs Kategorien, in welche die Teufel aufgeteilt wurden, hießen: Feuer, Luft, Erde, Wasser, Untererde und Lichtflucht. Zu dieser riesigen Zahl von Teufeln, die damals rebellierten und heute alle noch am Leben sind und fleißig ihrer Arbeit nachgehen, eben weil sie ja Unsterblichkeit erlangt haben, kamen mit der Zeit unübersehbar viele hinzu, nämlich alle Kinder, die aus der Verbindung einer Teufelin mit einem Mann oder eines Teufels mit einer Frau hervorgingen.

Ich selbst, Bakab, bin der Sohn eines Luftteufels und einer jungen Frau aus Canicattì. In einer mond hellen Sommernacht ging meine Mutter, weil es ihr heiß war, aus dem Haus und legte sich nackt unter einen Johannisbrotbaum. Mein Vater, ein Luftteufel, der in der Gegend dienstlich unterwegs war, nahm sofort einen Teilkörper an. Lasst mich das genauer erklären: Luftteufel sind körperlos, eben weil sie aus Luft und Wind bestehen, können aber einen Körper oder den Teil eines Körpers ganz nach ihrem Willen annehmen, und bei dieser Gelegenheit

genügte es meinem Vater, dass der Teil Körper wurde, den er brauchte. Habe ich mich deutlich ausgedrückt? Mein Vater hatte gerade ebenjenen Teilkörper angenommen, als die junge Frau aufwachte und die Augen öffnete. Sie sah den männlichen Körperteil vor sich in der Luft schweben, wunderte sich aber nicht, denn sie glaubte, sie träumte ihn nur, wie sie es oft tat, und daher schloss sie die Augen und schlief wieder ein. Der Körperteil meines Vaters tat, was er tun musste, und wurde danach wieder zu Luft. Alles, was die junge Frau spürte, war eine große Kühle in dem Bereich des Körpers, wo es besonders heiß ist, denn der Samen von Teufeln ist recht kalt, und so fühlte sie sich erquickt und empfand größte Lust. Wird eine Frau von einem Luftteufel geschwängert, dauert ihre Tragezeit knapp eine Stunde (die Zeit ist von Teufel zu Teufel verschieden: Von einem Erdteufel geschwängerte Frauen brauchen zum Beispiel neun Monate bis zur Entbindung, so wie ihr). Und so kam es, dass meine Mutter eine Stunde später aufstand und ins Haus zurückkehrte, ohne auch nur zu ahnen, dass sie mit dem Teufel Verkehr gehabt hatte, schwanger geworden war und einen Lichtflüchtigen gezeugt hatte. Denn aus der Vereinigung zwischen einem Luftteufel und einer Frau geht zwangsläufig ein Lichtflüchtiger hervor, wohingegen aus der Vereinigung zwischen einer Luftteufelin und einem Mann keine Teufel hervorgehen, sondern Menschen, obschon oft Menschen mit schwachem Denkvermögen, die später im Allgemeinen Politiker, Nachtwächter, Börsenmakler oder Literaturkritiker werden.

An dieser Stelle muss ich euch erklären, was ein lichtflüchtiger Teufel ist. Es gab einmal einen großen Gelehrten, der

die Teufel studiert und erforscht hat, er hieß Michael Psellos. Er wurde im Jahr 1018 eurer Zeitrechnung in Nicomedia geboren und schrieb, dass wir Lichtflüchtigen kriechende Wesen «ohne Verstand» seien und es uns an jeglicher «Fähigkeit des Begreifens» mangle. Völlig Verblödete also? Schwachsinnige mit einem Sprung in der Schüssel? Zum Ausgleich für diese Mängel, sagte der gute Psellos, seien wir mit «Phantasie und Vorstellungskraft» begabt, ähnlich gewissen Journalisten oder Schauspielern, denen es zwar oftmals an Intelligenz mangelt, die dafür aber über reichlich Phantasie verfügen. Doch ich frage Michael Psellos: Wenn es uns an der Fähigkeit zu begreifen mangelt, woher wissen wir dann, wer der richtige Mann oder die richtige Frau ist, die wir in fleischliche Versuchung führen sollen?

Denn darin besteht unsere Aufgabe: Weil wir kleiner sind als ein Wurm, schlüpfen wir in den Teil des menschlichen Körpers, des männlichen wie des weiblichen, wo der Ort der Lust ist, und dort gelingt es uns, wenn wir ausdauernd reiben und scheuern, den Funken wie mit einem Feuerstein zu entfachen. Damit aus dem Funken ein Großbrand wird, braucht es nicht viel, und schon treibt es den Mann oder die Frau «zu wahnsinnigem und verwerflichem Liebestun», wie ebenjener Michael Psellos schreibt.

Ehrlich gesagt, ist unser Leben als Lichtflüchtige nicht gerade schön. Tag und Nacht arbeitet man sich durch das Dunkel der menschlichen Eingeweide, einem zudem gefährlichen Ort, denn kriecht man ein kleines bisschen weiter nach oben, ist es möglich, dass man auf einen Bandwurm oder einen Bazillus stößt, der *Escherichia coli* heißt, oder von Magensäuren belagert

wird; begibt man sich dagegen weiter nach unten, ist es möglich, dass man im Handumdrehen rausgeworfen wird. In welche Körper wir eindringen, das bestimmen nicht wir selbst. Alle sieben Lallien, denen zwei eurer Wochen entsprechen, geben uns unsere Gruppenleiter eine Liste von Menschen, die wir in Versuchung führen sollen. Diese Liste haben wir ganz genau zu befolgen. Heutzutage wird es allerdings immer schwieriger, die Menschen der fleischlichen Sünde anheimfallen zu lassen, wie man es zu nennen pflegt.

Es gibt ein sizilianisches Sprichwort, das heißt: «Wer fickt, der fickt, Gott schon Vergebung schickt», das die Lage eurer Zeit wiedergibt. Heute ist es für einen Jungen oder ein Mädchen nicht nur keine Sünde mehr, jede zweite Nacht mit jemand anderem ins Bett zu steigen, sondern fast schon ein Ehrentitel, und die Medien räumen solchen Irrungen einen breiten Raum ein. Ja, Gott selbst hält es längst nur noch für eine lässliche Sünde. Daher stehen auf besagter Liste die Namen von Menschen, die die geschlechtliche Vereinigung immer noch für eine Todsünde halten, Menschen, die schwer von ihrer Überzeugung abzubringen sind. Unsere Arbeit in ihren Eingeweiden muss beständig, beharrlich und unablässig sein, aber trotz aller Anstrengungen ist man nicht immer erfolgreich. Wenn du versagst, streicht dir der Gruppenchef einen Punkt. Wenn du es jedoch schaffst, was bekommst du nach all der Mühe? Einen viertel Punkt, weil die Hälfte rechtmäßig dem Boss zusteht, der Nummer eins, und von der Hälfte, die bleibt, geht nochmal die Hälfte an den Gruppenchef.

Irgendwann fing ich an, mir einige Fragen zu stellen. Was ich wahrscheinlich nicht hätte tun sollen.

Ich fragte mich: Was habe ich eigentlich davon? Wenn das so weitergeht, wie lange muss ich noch arbeiten, um die dreitausend Punkte zusammenzubekommen, die ich brauche, damit ich wenigstens Stellvertretender Untergruppenchef werde? Nichts, ich bin dazu verdammt, bis in alle Ewigkeit ein einfacher Lichtflüchtiger zu bleiben. Aber wenn die Dinge sich so verhalten, wieso verschaffe ich mir dann nicht die eine oder andere Genugtuung außerhalb dieses Rahmens? Wieso tue ich dann nicht etwas ganz Eigenes, vielleicht sogar das Gegenteil von dem, was mir befohlen wird?

Ihr versteht also, was mir da widerfuhr? Ich, Bakab, Versucherteufel, war meinerseits in Versuchung geraten. Doch durch wen? Diese Frage stellte ich mir zwar, fand aber fürs Erste keine Antwort. Später begriff ich, dass ich selbst es war, der mich in Versuchung geführt hatte, dass ich womöglich die luziferische Vollkommenheit erlangt hatte: die eines Teufels, der sich selbst in Versuchung führt. Diese Vorstellung machte mich trunken vor Stolz. Und ich beschloss, dass ich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit nach eigenem Gutdünken verfahren würde.

Auf der Zweiwochenliste, die der Gruppenchef mir eines Tages gab, stand der Name einer Missionsschwester, die gerade die dreißig überschritten hatte. Sie stammte aus Monza und hieß Gertrude. Ich staunte, als ich ihren Namen las, und meldete mich zum Rapport bei Nossifar, dem Gruppenchef.

«Chef, die Liste enthält einen Fehler.»

«Ich mache nie Fehler, Bakab.»

«Mit Verlaub, dort steht der Name einer Nonne aus Monza.»

«Na und? Wo liegt das Problem?»

«Darin, dass diese Nonne aus Monza schon vor langer Zeit gesündigt hat, das hab ich irgendwo gelesen.»

«*Arachin bet auyua bragott, Bakab?*» (was in eure Sprache übersetzt bedeutet: Siehst du, dass du ein Volltrottel bist, Bakab?), antwortete Nossifar. «Das hier ist eine Nachfahrin von ihr, die Tochter einer Schwester der berühmten Nonne. Mithin hast du eine leichte Aufgabe.»

«Wieso?»

«Weil das Blut sich nicht verleugnen lassen dürfte.»

Auf der Liste stand auch ihre Adresse. Die Nonne lebte in einem abgeschiedenen Hospital in Afrika. Weil Nossifar mir gesagt hatte, es handele sich um eine leichte Aufgabe, beschloss ich, es gleich hinter mich zu bringen. Mit Gedankengeschwindigkeit – das ist unsere normale Fortbewegungsgeschwindigkeit – machte ich mich auf den Weg.

Das Dorf, in dem das Hospital lag, bestand aus ein paar Strohhütten und einem Stromgenerator, außerdem hatte man einen Brunnen gegraben. Der nächste Ort war dreißig Kilometer entfernt. Die größte Hütte war die eigentliche Krankenstation; in einer mittelgroßen Hütte waren zwei weiße Ärzte untergebracht; in der dritten die schwarzen Krankenpfleger; in der vierten, der kleinsten, wohnte die Ordensschwester Gertrude. Eine weitere Hütte diente als Garage für einen Jeep und den Krankenwagen, eine andere war eine Art Vorratslager, die letzte enthielt alles Notwendige für die Krankenstation. Oh, ich vergaß, es gab auch eine kleine Hütte, die zweigeteilt war und als Toilette und Dusche diente. Das war's. Sonst nichts. Ringsum, so weit das Auge reichte, eine Wüste aus versengtem Gras. Noch in derselben Nacht, in der ich angekommen war,

machte ich mich an die Arbeit. Dieser Ort gefiel mir nicht, ich wollte so schnell wie möglich in die Zivilisation zurückkehren.

Gleich in jener ersten Nacht begriff ich, dass Nossifar mich hereingelegt hatte, als er mir sagte, es handele sich um eine leichte Aufgabe. Von wegen! Ein Felsblock, ja ein Stück Eisen hätte stärker reagiert als diese Nonne. Sosehr ich Gertrude auch streichelte, kitzelte, kraulte, betastete, berührte, rieb, streifte oder drückte, sie schien wie aus Marmor zu sein, kalt und gefühllos. In den folgenden Nächten war es nicht anders – ein echter Reinfall!

Ich gelangte zu der Überzeugung, dass Gertrude nie und nimmer einer, wie soll ich sagen?, allgemeinen Versuchung nachgeben würde. Sofern die Hoffnung bestand, ein wie auch immer geartetes Ergebnis zu erzielen, war dies nur durch eine ganz spezifische Art der Versuchung möglich. Da nahm ich die beiden weißen Ärzte ins Visier, einen Norweger, Olaf, und einen Italiener, Pietro. Beide waren attraktive Vierziger, hochgewachsen, kräftig, sportlich, die niemals müde wurden, obwohl sie unter höllischen – pardon, das ist mir so rausgerutscht –, unter unsäglichen Bedingungen arbeiteten. Ich entschied mich für den Italiener und drang, sobald er schlafen gegangen war, in seine Eingeweide ein. Ich musste gar nicht erst anfangen, mich zu bewegen, sondern merkte sofort, dass ich mich auf fruchtbarem Boden befand. Er war völlig willig, ohne dass man ihn in Versuchung führen musste. «Wollen wir wetten» – fragte ich mich in voller Zufriedenheit –, «dass dieser Pietro von sich aus schon scharf auf Gertrude ist?»

Die Antwort bekam ich, sobald der andere Arzt, Olaf, sich

schlafen legte – allerdings nicht in sein eigenes Bett, sondern in Pietros, der schon auf ihn wartete. Verflixt! Verlorenes Spiel.

Eines Morgens beobachtete ich Gertrude, wie sie sich um die Kranken kümmerte. Liebevoll, aufmerksam, für jeden hatte sie ein tröstendes Wort, während sie von Bett zu Bett ging, schmutzige Verbände wechselte und Körper von Kranken wusch, deren Anblick selbst mich ekelte.

Doch behandelte sie wirklich alle Kranken gleich? Nein, da war ich sicher. Sie war ein kleines bisschen länger bei einem Patienten geblieben, der so krank nun auch wieder nicht zu sein schien. Er hatte ihr zugelächelt und ihr dabei in die Augen gesehen, und sie hatte sein Lächeln erwidert.

Ich stellte eine mentale Verbindung zu unserem Informationszentrum her und erhielt die Antwort innerhalb von zwei Sekunden: Watabe Akirù, fünfundzwanzig Jahre, ein Meter achtzig, ehemaliger Olympiasieger im Laufen, Sohn eines mächtigen Stammesfürsten, war an der Brust durch den Revolverschuss eines Unbekannten verwundet worden.

Das wenigstens war die offizielle Darstellung. Ich erfuhr außerdem, dass der Mann, der auf Watabe geschossen hatte, der Vater eines jungen Mädchens war, das der ehemalige Olympiasieger missbraucht hatte, und dass der Täter wiederum durch den Schuss eines Angehörigen von Watabes Stamm getötet worden war. Noch in dieser Nacht drang ich in Watabes Eingeweide ein. Es gab keinen Zweifel: Er begehrte Gertrude. Und wie er sie begehrte!

Da flog ich rasch zu Gertrude und richtete mich in ihren Eingeweiden ein. Ich zwang sie, an Watabe zu denken. Doch kaum tauchte dieser Mann in ihrem Kopf auf, gelang es ihr, das

Bild auszulöschen und es durch einen Jungen ohne Arme oder ein Mädchen im Todeskampf zu ersetzen. Gertrude war wirklich eine Heilige! Blieb also nur die Möglichkeit, dass Watabe die Initiative ergriff, bevor er wieder zu seinem Stamm zurückkehrte. So gab ich ihm drei Nächte lang keine Ruhe: Ich bearbeitete ihn in seinen Eingeweiden, bis er schließlich vor Verlangen nahezu wahnsinnig wurde. In der vierten Nacht erhob sich Watabe, der bereits auf Krücken gehen konnte, verließ mit äußerster Vorsicht die Krankenstation und klopfte an die Tür von Gertrudes Hütte. Als sie öffnete, trat Watabe ein, warf sich auf die Knie und fing an zu weinen. Ich, der ich mich bereits in Gertrudes Eingeweiden befand, begriff auf der Stelle, dass der ehemalige Olympiasieger auch ein großartiger Schauspieler war.

«Was ist denn, Watabe? Was ist mit dir passiert?», fragte Gertrude besorgt.

Statt einer Antwort weinte er voller Verzweiflung weiter. Dann sagte er endlich:

«Du hast nicht nur meinen Körper gerettet, du hast auch meine Seele gerettet!»

Gertrude war sprachlos.

«Deine Seele? Ich doch nicht ...»

«Doch, du! Mit deinem Beispiel! Mit deiner Güte! Lass es mich dir erzählen!»

Und er erzählte ihr von seinen Sünden und weinte noch heftiger als zuvor. Und da begann auch Gertrude zu weinen. Als sie ihn, der immer noch vor ihr kniete, irgendwann aufrichten wollte, bückte sie sich, fasste ihn bei den Schultern und zog ihn zu sich. Watabe, der den richtigen Augenblick ab-

passte, umarmte sie fest. Und ich spürte an der Stelle, an der ich mich befand, dass sich in Gertrude endlich etwas regte. Es war zwar nur ein Augenblick, aber er genügte, dass ich Hoffnung schöpfte.

«Was hast du jetzt vor?», fragte die Nonne.

«Morgen früh muss mich jemand von euch in mein Dorf zurückbegleiten, ich kann noch nicht Auto fahren. Kannst du mich nicht bringen? So wirst du während der Fahrt über mein Schicksal beschließen. Ich werde tun, was du mir auferlegst, das verspreche ich dir.»

«Einverstanden», sagte Gertrude.

Den Rest der Nacht konnte die Nonne kein Auge zudrücken. Auch weil ich die Ladung noch einmal verdoppelte: Ich brachte sie dazu, sich vorzustellen, wie Watabe sie in seine Arme schloss und sie seinen männlichen Geruch einatmen ließ. Gleichzeitig war sie so gerührt von seinem Vertrauen!

Am nächsten Morgen, es war noch keine fünf Uhr, holte Gertrude Watabe mit dem Jeep ab. Bis zu seinem Dorf waren es sechs Autostunden. Doch nach einer Stunde, als es zu dämmern begann und die beiden noch kein Wort gesprochen hatten, bat Watabe die Nonne plötzlich anzuhalten. Er müsse ein Bedürfnis verrichten, erklärte er. Er stieg mit seinem Krückstock aus, überquerte den sandigen Weg und verschwand zwischen dichten Sträuchern. Nach einer Viertelstunde, als er immer noch nicht zurück war, machte Gertrude sich Sorgen und rief nach ihm. Sie erhielt keine Antwort. Da stieg sie aus und machte sich auf die Suche nach ihm. Immer wieder rief sie seinen Namen.

Plötzlich sah sie ihn nackt. Er war gerade dabei, sich mit

einer Liane am Ast eines Baumes aufzuhängen. Sofort rannte sie zu ihm und umklammerte ihn. Watabe tat so, als würde er widerstehen, sie umklammerte ihn noch fester, gemeinsam stürzten sie zu Boden, wälzten sich – ich arbeitete unterdessen an der Grenze meiner Kräfte in den Eingeweiden der Frau –, und schließlich kam sie unter ihm und er auf ihr zu liegen ...
Er seufzte:

«Gertrude!»

Die Unglückliche antwortete:

«Watabe!»

Nicht einmal eine Woche später bestellte Nossifar mich zum Rapport zu sich.

«Der Boss hat mich beauftragt, dich für die afrikanische Mission zu beglückwünschen. Er hat beschlossen, dir den Punkt zur Gänze gutzuschreiben.»

Ich staunte nicht schlecht. Das musste eine wichtige Angelegenheit gewesen sein.

«Also, die Seele von dieser Gertrude ...», begann ich.

Nossifar fing an zu lachen.

«Gertrudes Seele ist eine Seele wie jede andere.»

«Na, na! Und warum hat der Boss mir dann einen ganzen Punkt gegeben?»

«*Arachin ben auyua bragott, Bakab?* Es ist nicht Gertrudes Seele, die uns interessiert, sondern ihr Sohn.»

Sohn? Was für ein Sohn? Ich war wie benommen.

«Sie weiß noch nicht, dass sie schwanger ist», fuhr der Gruppenchef fort, «aber in den Sohn setzen wir große Hoffnungen. Jahrtausende haben wir nach der richtigen Frau und dem rich-

